

GRUSS AN RUDOLF HUCH

GRUSS AN RUDOLF HUCH



Arnold Fay.

GRUSS AN RUDOLF HUCH

**VON DER
LITERÄRISCHEN VEREINIGUNG BRÄUNSCHWEIG E. V.**

SPRINGER FACHMEDIEN WIESBADEN GMBH

Zusammengestellt von Ewald Lüpke

28. Februar 1942

ISBN 978-3-663-00643-5 ISBN 978-3-663-02556-6 (eBook)
DOI 10.1007/978-3-663-02556-6

**Bilder: Merck, Hannover, Schütte, Braunschweig
Federzeichnung von Heinrich Ernst, Braunschweig
Foto-Lange, Braunschweig**

RUDOLF HUCH,

**dem Künstler und Kämpfer, dem Dichter und
Deuter, dem geraden Menschen und deutschen
Manne, zum achtzigsten Geburtstage
in dankbarer Verehrung gewidmet von der
Literarischen Vereinigung seiner Vaterstadt
Braunschweig**

RICARDA HUCH

AN RUDOLF

Komm, gehn wir zusammen in den alten Kindergarten,
Dein Geburtstag ist heut.
Vielleicht daß uns an der Ecke schon Schneeglöckchen erwarten
Mit Festgeläut.

Nein, der Winter war hart und lang, nichts will sich zeigen,
Die Erde ist kahl.
Ein paar braune Knospen nur seh ich an den Kastanienzweigen
Als Frühlingmal.

Der Rhododendron draußen ist noch in der Tannenhülle,
Bedeckt unter Rosenbeet.
Dort drüben gibt es im Sommer Birnen in Fülle
Wo der Rundlauf steht.

Leider fallen von den besten viele zu Rosmanns hinüber
An des Gartens Saum.
Die kleinen braunen Volkmerchen ahnen wir noch lieber
Beim Perückenbaum.

Stürzen aus den Büschen nicht uns gefangenzunehmen
Die Räuber herbei?
Wenn Karlchen Jürgens und Otto Paulsen kämen,
Das gäb ein Geiserei!

Im Pavillon ist's feucht. Das Dach ist zerfallen,
Die Scheiben entzwei.
Einst war da viel frühliches Lachen und Gläserichallen
Bei der Bowle im Mai.

Jetzt ist es noch winterlich; ja kühl für uns beiden Uralten.
Fröstelt's dich nicht?
Wir täten besser, uns oben im Wohnzimmer aufzuhalten
Am Ofen dicht.

Da steht noch der runde Tisch in der Mitte, von den leeren Stühlen
Winkt es uns zu:
Wir könnten wieder einmal mit den Zinnsoldaten spielen!
Die Preußen nimm du.

Sieh, Turkos und Zaven, Kürassiere und leichte Ulanen,
Hufaren schwarz und rot.
Die Regimenter marschieren, es ist Krieg; hoch wehen die Fahnen
Bei Cravelotte.

Das Theater ist auch da mit bunten Figuren und Kulissen,
Schloß, Fels und Baum.
Wir dichten ein Stück miteinander voll von Süß- und Bitternissen:
Das Leben ein Traum.

Zwei Akte sind fertig. Inzwischen ist es Abend geworden,
Das Licht wird fahl.
Rauscht es nicht vom Flügel her in gedämpften Akkorden?
Wer spielt im Saal?

Das gilt dem Geburtstagskind! Es klingt dir entgegen
Im Jubelton:
Wir gratulieren dir, Rudolf! Wir wünschen dir Glück und Segen,
Geliebter Sohn!

Niemand ist da. Die Bilder, die uns im Kopfe schwärzten,
Spielten den Streich.
Mir scheint, daß wir uns beim Dichten zu tief verirrt
In's Geisterreich.

Du bist selber nun Vater – das Leben geht über Stufen –
Hast Tochter und Sohn,
Die: wir gratulieren, wir wünschen dir Glück, geliebter Vater! rufen;
Sie erwarten dich schon.

Älter Garten, lebewohl! Holde Stimmen, Erinnerungen,
Schweigt still!
Wir wollen vorwärts in die Zukunft wandern mit den Jungen,
Solange Gott will.

DIE FAMILIE HUCH

Von Dr. ELSE HOPPE

Um die Jahrhundertwende spielt der Name Huch dreimal eine bedeutsame Rolle im deutschen Schrifttum. Rudolf und Ricarda Huch sind Geschwister; Friedrich Huch ist ihr Vetter. Ricarda und Friedrich Huch sind in Braunschweig geboren, und auch Rudolf Huch ist Braunschweig zuzurechnen, weil seine Eltern aus dieser Stadt stammen und mit dem Kinde bald nach seiner Geburt in die Heimat zurückkehrten.

Es ist keine Frage, daß eine solche Häufung künstlerischer Begabung auf ein Erbgut von besonderer Ergiebigkeit zurückzuführen sein muß. In der Tat bietet die Entwicklung der Familie Huch das fesselnde Schauspiel, wie in dem männlichen Stamm die reale Lebensbewährung in eine geistige Auseinandersetzung mit der Lebensproblematik überging und durch das Hinzukommen neuer geistiger und besonders künstlerischer Erbanlagen aus der weiblichen Linie sich eine produktive Schöpferkraft bei zahlreichen Mitgliedern der Familie herausbildete.

Die Familie Huch ist genealogisch erforscht bis zu ihrem bäuerlichen Ursprung im niedersächsischen Lebensraum. Ihr ältester bisher nachgewiesener Vorfahre war der „Ackermann und Einwohner“ Huch, der im Jahre 1706 im Dorfe Pützlingen bei Nordhausen gestorben ist. Seine beiden Söhne lebten als Branntweinbrenner in Nordhausen. Der Sohn des jüngeren der beiden Brüder wurde zunächst Pfarrer, war dann



**Das Elternhaus in Braunshweig,
Hohetorwall 11**

aber lange Jahre Besitzer eines „Oeconomie-Wesens mit Branntweinbrennerei, Vieh-Stand und Essig-Fabrication“ in Celle und erteilte in seinen alten Tagen Sprachunterricht, denn er besaß gründliche Kenntnisse in sieben Sprachen. Seinen Lebensabend verbrachte er in Braunschweig, wohin sein Sohn den Sitz der Familie verlegt hatte und Inhaber der Hagenschenke geworden war. Dieser Sohn, der 1788 in Celle geborene Heinrich Carl Rudolph Huch, wurde der Großvater der Dichtergeneration. Seine Frau, Elisabeth Banks aus Hamburg, deren Geschlecht sich auf einen schottischen Ahnherrn zurückführt, hat der Familie Huch seelische und äußere Kultur zugebracht, aber wohl auch jene tiefe Schwermut, die den Nachkommen so oft zum Verhängnis geworden ist.

Mit dieser Entwicklung hat sich ein für regsame Geschlechter typischer Vorgang vollzogen. Zunächst strebte die Familie vom Land in die Stadt, von der kleineren Stadt in die größere. Dabei ist eine Besonderheit der Veranlagung in Erscheinung getreten: früh regte sich das Bedürfnis zur Auseinandersetzung mit den geistigen Problemen, mit den ewigen Fragen des menschlichen Seins, jedoch wurde diese Neigung noch ausgeglichen durch die vitale Freude, sich der Lebenswirklichkeit in praktischen und wirtschaftlich einträglichen Berufen zu bemächtigen. Erst als die Fähigkeit zu solcher realen Meisterung der Lebenswirklichkeit in den Huchs nachließ, wurde ihre geistige Veranlagung beherrschend für ihre Haltung zum Leben.

Die vier Söhne der Elisabeth Banks und des Heinrich Carl Rudolph Huch hatten sich bereits weitgehend zu einer betrachtenden Haltung entwickelt, die zum Leben

Abstand zu gewinnen vermochte, obwohl ihre Lebensfülle sich noch prächtig kundgab. Auch sie erprobten ihre Kraft an der praktischen Bewältigung des Lebens, waren Großkaufleute, Ärzte und Rechtsanwälte, denen man überdurchschnittliche Fähigkeiten nachrühmt. Aber bereits ihnen zerrann das äußere Glück zwischen den nicht mehr sicher zugreifenden Händen, und die innere Kraft hat dem Glanz ihrer ungewöhnlichen Persönlichkeiten nicht mehr voll entsprochen. In dieser Generation der Huchs, der die Väter der Dichter angehören, war jene wesenhaft geistige Haltung zum Leben erreicht, die in ihrer Trächtigkeit auf die verbindende Fähigkeit zur Formgebung harrte. Die praktische Seite ihrer Lebensführung erschien ihnen nur mehr ein notwendiges Übel, zumeist aber war es ihnen darum zu tun, ihr Lebensgefühl zur Bewußtheit einer Weltanschauung zu klären, die Einmaligkeit und Begrenztheit ihres Ich dem kosmischen Zusammenhang sinnvoll einzuordnen. Dabei lebten sie, so rege ihr Verstand war, wesentlich vom Herzen her, das leidenschaftlich und großzügig empfand, selbständig urteilte und kleinliche und enge Regungen nicht kannte. Die aus solcher Haltung zum Leben das Künstlertum auslösende Funktion hat für die Kinder dieser Väter jedesmal das Blut der Mutter ausgeübt.

Für Friedrich Huch ist der Fall durchsichtig. Seine Mutter war eine geborene Gerstäcker und hat an den Sohn das Talent ihres Vaters Friedrich Gerstäcker weitergegeben. Für Rudolf und Ricarda Huch ist außer dem Wesen der Mutter auch noch das der Großmutter mütterlicherseits von Bedeutung geworden. Lebten die Huchs wesentlich vom Herzen her und schien ihre

Kraft bereits ein wenig gefährdet, so brachte die Großmutter Emilie Hähn geb. Wieter dem Huchschen Blut einen besonders hellen Geist und eine widerstandsfähige, zähe Lebensenergie zu. Diese Frau, die 92 Jahre alt wurde und sich bis in ihr hohes Alter hinein ihre ungebrochene geistige und körperliche Kraft erhielt, war zudem die Seele des Hauses und ersetzte den Enkelkindern die lange leidende und dann verhältnismäßig jung verstorbene Mutter. Obwohl sie wegen ihrer Gabe, Briefe zu schreiben, in der Familie berühmt war, ist sie selber der Meinung gewesen, daß das künstlerische Talent ihrer Enkel dem Blut der Hähns entstamme, das Rudolfs und Ricardas Mutter vom Vater her in sich trug und an die Kinder weitergab, ohne daß es in ihr selber produktiv geworden wäre. Immerhin ließen ihre genial-naive Einstellung zum Leben und der sprudelnde Reichtum an Einfällen, dem sie Ausdruck gab, wenn sie einmal aus ihrer verträumten Stille austrat, merken, daß ein latentes Künstlertum in ihr vorhanden war. Übrigens stammten die Hähns ursprünglich aus Hessen, lebten jedoch bereits in der dritten Generation in Braunschweig und hatten sich mit Niedersächsinnen vermählt, als ein Huch eine Hähn heiratete. —

Die Kultur des Hauses, in dem Rudolf Huch mit seiner älteren Schwester Lilly und der jüngeren Schwester Ricarda heranwuchs — es war das Haus Hohetorwall 11, dessen baumreicher fliedergrüner Garten sich bis an die Oker erstreckte —, war von besonderer Art. Es gehörte zum Lebensstil der Familie, daß von Geld nie die Rede war, sondern geistig-künstlerische Interessen im Vordergrund standen. Spielend lernten die

Kinder im Gespräch. Eine gute Bücherei des Vaters, der zwar Kaufmann war, sich aber gern aus dem ihn unbefriedigt lassenden Beruf in die Welt seiner Bücher zurückzog, stand zur Verfügung. Gemeinsame Hausmusik vereinte die Familienmitglieder um den Flügel. Das Leben wurde in gepflegten Formen geführt; derbe Worte waren verpönt; der Umgangston war auf vornehme Gelassenheit abgestimmt. Dadurch, daß der Lebensstil des Hauses weitgehend von der Großmutter Hähn bestimmt wurde, blieb für die heranwachsenden Kinder eine Welt lebendig, die im allgemeinen für ihre Generation versunken war. Anschauungen nämlich, die aus der Goethezeit in das beginnende 19. Jahrhundert hineingewirkt, im Laufe der Jahrzehnte aber mehr und mehr an Geltung eingebüßt hatten, um von der Entwicklung nach 1870 völlig vergessen zu werden. Auch von dorther leitet sich die kulturverbundene, dem Materialismus der Zeit entrückte Haltung ab, die von den Kindern zunächst unbewußt aufgenommen wurde. Und wenn sie im Elternhause etwas von der damals gegenwärtigen Welt vernahmen, so geschah das in großzügiger, weitblickender Form; es machte sich bemerkbar, daß die Eltern überseeische Verhältnisse kannten und der Vater sich oft lange in Brasilien aufhielt. Der Reichtum des Wesens, der sich in dieser Familie angesammelt hatte, war so groß, daß ihre Glieder einander vollauf genügten und in einem gewissen Abstand zu den übrigen Menschen ihr äußerlich stilles, innerlich bewegtes Leben führten. —

Die Stadt Braunschweig, in der sich dieses Leben der Familie Huch abspielte, hatte damals die machtvolle Stellung, die sie für eine geraume Zeit im niedersächsi-

schen Lebensraum innegehabt hatte, längst eingebüßt. Aber das architektonische Bild der Stadt hielt noch einen Abglanz von der großen Vergangenheit fest, insbesondere von dem Wohlstand und dem Selbstbewußtsein des Stadtbürgertums der Hansezeit. Jenes Bürgertum war noch weltenfern gewesen von den Zerfallserscheinungen, in denen die bürgerliche Entwicklung schließlich endete. Es war gleichsam noch gespeist mit den Kräften bäuerlicher Herkunft und gefährdete in der Geschlossenheit des städtischen Gemeinschaftslebens noch nicht die Grundlagen seines Daseins. Die Eigenart dieser geschichtlichen Welt konnte den Kindern selbstverständlich noch nicht bewußt werden, sondern höchstens als unverlierbare Liebe in ihren Herzen Wurzel schlagen, bis sie eines Tages, sehend geworden, die Gegenwart an der Vergangenheit zu messen vermochten und sich zu herber Kritik an ihrer eigenen Zeit herausgefordert sahen. —

Sollte sich aus diesen drei Quellen — aus dem Niedersachsentum, dem er blutmäßig entstammt, aus der auf die Goethezeit zurückgehenden Kultur des Elternhauses, in dem er heranwuchs, aus der einstmals kraftvollen bürgerlichen Welt, die das Stadtbild Braunschweigs ihm vor Augen führte — sollte sich aus diesen drei Quellen nicht Rudolf Huchs Wunsch und Wille gespeist haben, den Verfallserscheinungen seiner Zeit entgegenzutreten und, umgeben von Müdigkeit und Schwäche eines dem Untergang zueilenden Geschlechts, nach Kraft und Gesundheit zu rufen, nach dem Mut, das Schicksal in seiner Tragik zu erkennen und dennoch zu bestehen, nach ehrenhafter Gesinnung und der Tapferkeit, an Ideale zu glauben und für sie zu kämpfen? Das jeden-

falls macht ihn der Gegenwart wert, daß er es gewagt hat, sich als einer der wenigen Einsamen gegen seine Zeit zu stellen und sich unbeliebt zu machen, indem er, als Niedersachse ein echter „Ritter vom gesunden Verstand“, die Gefahren durchschaute, bei Namen nannte und den Kampf ansagte, statt sich ihnen, wie die meisten anderen seiner Zeitgenossen das taten, resignierend auszuliefern. Eine seiner stärksten Waffen in diesem Kampf war seine geistreiche Satire und sein zuweilen hintergründiger, zuweilen überlegener Humor, jenes wirksame Mittel zur Überwindung der Lebenstragik, das im Lande Eulenspiegels zu allen Zeiten meisterlich gehandhabt worden ist. Wenn daher die Heimat ihm zu seinem 80. Geburtstag ihren Gruß entbietet und ihren Dank ausspricht, so darf und muß gerade sie betonen, wie sehr sie die Persönlichkeit des Dichters herauswachsen zu sehen glaubt aus Stamm und Stadt, die stolz darauf sind, ihn zu den Ihren zählen zu dürfen.

RUDOLF HUCH

ÜBER KUNST UND DICHTUNG

Kunst gehört zu den letzten Dingen, die nicht zu begründen oder begrifflich zu bestimmen sind.

Das Echte schafft nur, wer weder die Nachwelt noch die Mitwelt im Sinn hat, sondern einzig sein Werk.

Die Dichtung unterscheidet sich nach meinem Gefühl dadurch von jeder anderen Kunst, daß eine reinliche Scheidung zwischen Form und Inhalt unmöglich ist, schon weil sie einander entsprechen müssen, wenn von Dichtung die Rede sein soll.

Wie manches neue Gestirn habe ich am Himmel aufstrahlen sehen, das sich nachher als eine bloße Sternschnuppe offenbarte. Der eine und andere wäre möglicherweise etwas geworden, wenn man ihm nicht vorzeitig den Lorbeerkranz aufs Dichterhaupt gesetzt hätte. Man muß schon eine ungewöhnliche seelische Gesundheit besitzen, um das zu ertragen, und selbst für solche sind Sturm und Regen nur wohltätig. Zwiesgespräche.

Der Dichter schöpft selten aus wirklichen Geschehnissen, die ja übrigens nur Rohstoff sind, aber wenn er ein echter Dichter ist, immer aus den Möglichkeiten des Lebens.

Ich muß zugeben, daß ich im allgemeinen wenig für Theorien über Dichtung übrig habe. Wenn das Werk da ist, mögen die Philologen ihre Theorie entwickeln, die Gefahr ist nur, daß sie neuen Werken, auf die sie nicht paßt, unrecht tun.

Mein Weg.

Nichts hat mir ferner gelegen, als Vorbilder an Edelmüt und sonstigen Qualitäten aufzustellen, oder gar hochgespannte sittliche Forderungen zu erheben. Das habe ich solchen überlassen, die sich eigener Vortrefflichkeit bewußt fühlen. Ich kann immer nur sagen: Mein Gegenstand waren der Mensch und seine sich aus dem Angeborenen und den Umständen ergebenden Schicksale.

Mein Leben.

Gute Humoresken werden nur ganz selten geschrieben, Bücher voller Tiefsinn massenhaft. Der Deutsche wird eben den Philister nicht los. Alle Welt nimmt sich pathetisch, nicht nur die Erhabenen.

Zwiegespräche.

Jeder Meister der deutschen Sprache wird sich nur mit äußerstem Widerstreben dazu herbeilassen, jemals eine Phrase auszusprechen, denn das ist eine Entwürdigung unsres edelsten Besitztumes, eben der deutschen Sprache.

Die Tragödie Bismarck.

Ich nehme für mein Lebenswerk einen Geist der Wahrhaftigkeit in Anspruch; in den ernsten stillen Harzwäldern kann ein Geist der Unwahrhaftigkeit nicht bestehen.

Meine Ahnen.



RUDOLF HUCH

Von Dr. HELLMUTH LANGENBUCHER

„Ich habe mein Leben lang, nicht gerade gern, in der Enge zugebracht.“ Mit diesem kurzen, harten Satz kennzeichnete Huch selbst einmal seine Situation innerhalb der deutschen Gegenwartsdichtung: die bittere Einsamkeit, die die deutsche Kritik ihm aufzuzwingen vier Jahrzehnte hindurch für gut hielt. Es wäre falsch, zu definieren, Rudolf Huch hätte eben im Schatten der beiden anderen, berühmter gewordenen Träger seines Namens gestanden, des früh verstorbenen, feinen Erzählers und Veters Friedrich Huch, oder der reifen Gestalterin und Schwester Ricarda, der die Gunst des deutschen Volkes in steigendem Maße zuteil wurde. Darin den alleinigen Grund für die geringe Beachtung Rudolf Huchs zu sehen, hieße angesichts der reichen künstlerischen Mittel, die diesem Dichter zu Gebote stehen, den literarischen Geschmack der deutschen Leserschaft allzu tief einschätzen. Nein: Rudolf Huch mußte in der Zeit, die ihn hätte emportragen müssen, die Tatsache büßen, daß er allen damals gegen ihn anbrandenden Literatur-Ismen mit tapferer Rücksichtslosigkeit und mit dem Mut zur unbeeinflussbaren eigenen Wesenheit standzuhalten sich um den Preis seines Lebens- und Schaffenserfolges bemühte. Wohl sehen wir ihn auf den verschiedensten literarischen Gebieten, und durchaus im Rahmen gewohnter Gattungen tätig: er schrieb historische und Gegenwarts-, satirische und große Entwicklungsromane neben einer

beträchtlichen Anzahl von Essays, in denen er mit streitbarer Unmittelbarkeit zu den mannigfach anfallenden Fragen seiner Zeit Stellung nahm. Aber wo er das Leben der Zeit auch immer anfaßte, da tat er es stets in der unbequemen Art dessen, der an die Menschen keine Zugeständnisse macht, da er sich nur der Sache verpflichtet fühlt; tat er es mit der für die Betroffenen natürlich anstößigen Eigenwilligkeit eines schöpferisch sich Betätigenden, der nicht um der Publikumsgunst und des Kritikerlobs willen schrieb, sondern aus dem Gefühl der Verantwortung gegenüber hohen künstlerischen, sittlichen und erzieherischen Geboten. Nur von hier aus kann uns ein Verständnis zuteil werden für den dornenvollen Lebens- und Entwicklungsgang dieses gegen sich und andere so harten Menschen und Dichters; und nur von hier aus führt auch ein Weg hinüber zu den kritischen Arbeiten Rudolf Huchs, von denen die Streitschrift „Mehr Goethe“ bei ihrem Erscheinen einiges Aufsehen hervorrief.

„Mehr Goethe“ ist fast das einzige Werk Rudolf Huchs, das es zu einer größeren Anzahl von allerdings kleinen Auflagen brachte. Hier führt er den Kampf gegen die Fäulniserscheinungen seiner Zeit, gegen die blutleere Dekadenz des fin de siècle mit einer Unbarmherzigkeit und Rücksichtslosigkeit, wie sie damals (das Werk erschien erstmals 1899) sonst wohl noch kaum gehört war. Nun beging Huch freilich die Todsünde, unter deren Nachwirkungen er lange zu leiden hatte, daß er auch nicht zurückschreckte vor einem Kampf gegen die anerkannten Publikumsliebblinge jener Tage: gegen G. Hauptmann und Wildenbruch, Maeterlinck, Zola und Ibsen, gegen den übertriebenen Übermenschen-

kult, gegen Frauenemanzipation und Leitartikel-Kultur, kurz, gegen alles, was wir uns mit dem Begriff Liberalismus zu bezeichnen gewöhnt haben. Freilich flogen Späne, wo Huch hobelte; freilich fällte er mitunter anfechtbare Urteile oder nahm er manches, was es gar nicht wert gewesen wäre, zu ernst, so daß er in späteren kritischen Schriften dies und jenes mildern und auch gelegentlich teilweise zurücknehmen mußte, aber sein Verdienst bleibt es, überhaupt andere Kräfte gegen die Verwestlichung aufgerufen und sich nicht unter die Modegötzen gebeugt zu haben; jede geschichtlich-kritische Beleuchtung jener wirren Ismen-Jahrzehnte wird einst auch die kritischen Schriften Rudolf Huchs befragen müssen, da ihnen nach Absicht und Inhalt ein bleibender Wert zukommt.

Die Tragik im künstlerischen Schaffen Rudolf Huchs liegt darin, daß es ihm, woran er selbst kaum schuld war, nicht gelang, durch die Herrschaft des Literatentums durchzustoßen zu dem von ihm gewollten Volk. Der Grund, in dem das dichterische Schaffen Rudolf Huchs ruht, ist das deutsche Bürgertum in seinen inneren und äußeren Gestaltwandlungen (Lebens-Anschauung, Lebens-Gefühl, Lebens-Anspruch) von den neunziger Jahren etwa bis herein in die erste Nachkriegszeit. Es gibt noch einen Schriftsteller, der von hier seinen Ausgang nahm und der dann in seinen Werken stets wieder um den Stoff: Bürgertum kreiste und kreist: Heinrich Mann. Er hatte seinem Kollegen Huch allerdings voraus, daß er sich besser auf des Bürgers Psyche verstand, und daß es ihm daher gelang, durch eine entsprechende Behandlung dieser Psyche das Glück der allgemeinen öffentlichen An-

erkennung auf seine Seite zu ziehen. Huch hielt es für notwendig, den bürgerlich saturierten Menschen zum Ärger über seine eigenen, leer gewordenen Lebensformen zu erziehen. Huch hielt das für notwendig, um ihn dadurch zu einer Erkenntnis von der Notwendigkeit ernsthafter Bemühungen um neue Inhalte zu führen; Mann machte in „Unrat“, das ging selbstverständlich immer den anderen an; man brauchte sich nicht getroffen zu fühlen; es konnte alles hübsch beim alten bleiben; die Entrüstung über die abgrundtiefe Schlechtigkeit des Herrn von nebenan — denn er war natürlich gemeint — stand einem dafür noch recht gut an. Huch versuchte mit seiner Gesellschafts- und Lebenskritik in den deutschen Kern vorzudringen; Mann ging den bequemen und erfolgsicheren Weg den europäischen Rand-Gebieten zu. Man dankte es ihnen, jedem auf seine Weise. Denn die Zeitgenossen Huchs wollten aus ihrer oberflächlichen Satttheit und Selbstzufriedenheit, aus ihrem Behagen an einem für unverlierbar gehaltenen Lebensbesitz und aus ihrer großen Liebe zu ungestörter Dahinlebensruhe nicht aufgerüttelt werden. Wir würden dem Literaten, über den inzwischen das Urteil gesprochen worden ist, nicht die Ehre antun, ihn hier noch einmal zu nennen, wenn es nicht nötig wäre, dies zu tun, um das ganze trostlose Ausmaß des Unrechtes, das an Rudolf Huch begangen worden ist, sichtbar zu machen — begangen von dem deutschen Volk, das einen Heinrich Mann einmal als Präsidenten seiner Dichterakademie duldete.

Rudolf Huch hat ein feines Gefühl für alles Adlige in Menschentum und Lebensführung; und gerade der

hoffnungslose Kampf dieser aufrechten, männlichen, aristokratischen Haltung gegen den überhandnehmenden Feminismus der Zeit macht seine, das Auf und Ab des Lebens, das Selbstopfer langer Geschlechterreihen gestaltenden Werke so erschütternd. In mystische Tiefen senkt Huch hier die Wurzeln seines Schaffens; wieder und wieder stellt er die wohl auf ewig unlösbare Frage nach dem Sinn und Wesen des Schicksals, eine Frage, die ihn an den Rand der Verzweiflung führt, und aus deren Schlingen ihn nur das freiwillige Sichbeugen unter die unumstößlichen Gebote einer höheren Natur zu lösen vermag: „Werden und Vergehen ist das Gesetz für alles Lebendige. Die Frage ist, ob wir an etwas Dauerndes in dem ewigen Zerstäuben glauben wollen, oder ob wir diesen Glauben entbehren können, ohne an der Welt zu verzweifeln.“

Es ist im Rahmen einer kurzen Einführung unmöglich, auf die zahlreichen Werke Huch's im einzelnen einzugehen; es kann uns hier nur die Haltung beschäftigen, aus der heraus er schuf, und das Ziel, das ihm in seinem Schaffen vorschwebte. Diese Haltung war durch und durch ursprunghaft deutsch, und das Ziel war der das Bürgerliche überwindende, heldische deutsche Mensch. Huch's Bücher sind Schicksalsbücher im tiefsten Sinne, das heißt, sie sind Menschen- und Lebensgestaltungen, in denen nur eines gilt: den Kampf aufzunehmen, auch mit den dunkelsten und widrigsten Mächten, unabhängig vom Ausgang, denn auf den Kampf kommt es an. In einem kleinen Werk über den „bürgerlichen und heldischen Menschen“ kennzeichnet Bogislav von Selchow in klarer Gegenüberstellung diese beiden Haltungen dem Leben gegen-

über. Folgende Sätze seien daraus wiedergegeben: „Zwei Haltungen stehen einander gegenüber, unvereinbar und abgrundtief geschieden. Keine Brücke läßt sich schlagen von der bürgerlichen zu der heroischen Haltung. Lebt diese vom Kampf, so die andere vom Frieden. Strebt die eine sterbend oder siegend sich zu vollenden, so die andere, ihr Leben zu bewahren um jeden Preis. Geht es der einen um Lebensvertiefung, so der anderen um seichtes Behagen. Will die eine verglühen, um mehr Leben zu gewinnen, so die andere sich in der einmal erreichten Besitzstellung unangefochten halten. Fordert die eine vom Leben, was des Einsatzes wert ist, den sie zu bieten nicht zaudert, so findet die andere sich furchtsam mit allem ab, wenn es ihr nur das Leben nicht kostet. Setzt die eine den höchsten Einsatz, sich selbst, um den höchsten Preis, die Wirklichkeit, so duckt sich die andere aus der Feuerlinie der Wirklichkeit in die bergende Welt des Scheins.“ Diese Sätze umschreiben, wenn sie auch von einem ganz anderen Gegenstand aus gefunden worden sind, die Quintessenz des dichterischen Schaffens Rudolf H u c h s, der nichts anderes wollte als diesen Typ des heldischen Menschen zur Überwindung der schal gewordenen bürgerlichen Lebensauffassung. Heute steht Huch am Ende des achten Lebensjahrzehnts. Die Tragik seines Lebens lese man nach in dem erschütternden kurzen Bericht, den er in der Sammlung „Die Lebenden“ oder in dem umfassenderen Werk: „Mein Weg“ (1937) über sich gegeben hat. Ungedruckte Werke liegen in seinem Schreibtisch; vergriffene harren der Neuauflage; wird das deutsche Volk sich heute noch der Pflicht erinnern, wenigstens

einen Teil dessen gutzumachen, was es an einem Dichter wie Rudolf Huch versäumte? Versäumte in einer Zeit, da es fremden Modegötzen nachlief, und die unbeachtet ließ, die seine Seele suchten! Unter ihnen war Rudolf Huch einer der Selbstlosesten und Tapfersten. Wir sollten es ihm — gerade heute — nicht vergessen.

RUDOLF HUCHS BLICK ZUM GENIE

Von Prof. FRÄNZ HÄHNE

Wer auch immer mit Rudolf Huch zusammenkommt, gewinnt den Eindruck einer vornehmen Natur. Haltung und Gespräch sind von echtester Form. Auch wo er tadelt, bewahrt er Maß und Adel. In seinem Dichten bedient er sich oft der Satire von Kleinheit und Absonderlichkeit, aber am wohlsten fühlt er sich in geistiger Höhenluft. Dem entspricht sein kongeniales, unmittelbares Verhältnis zum Genie. Das Genie ist vielen Menschen fern und unzugänglich wie der Mount Everest oder Kilimandscharo. Sie kennen es nicht und kümmern sich nicht darum. Für Huch ist die geistige Föhlung mit dem Genie unentbehrlich wie das Atmen. Mit überlegener Geringschätzung tut er Eintagsfliegen und aufgebauschte Größen ab wie Hans von Kahlenberg-Mombart, Helene Böhlau, Heinrich Hart, Maeterlinck, auch Hauptmann, „das bescheidene kleine Talent“, und Wildenbruch. Desto nachdrücklicher aber weist er auf die wahren Genies hin: Walther von der Vogelweide und Luther als große Zeugen deutscher Art und Sprachgewalt, Schiller als den stets Großen, Schopenhauer, den unerbittlichen, tiefblickenden Wahrheitskfinder, Richard Wagner, „das letzte erdgeborene Genie, einen Fürsten im Reich der Töne“, Beethoven, den männlich heroischen, dämonisch getriebenen überreichen Musiker. Drei jedoch haben es ihm besonders angetan: sie beherrschen und formen sein Denken und

sind ihm immer gegenwärtig: Goethe, Shakespeare und Bismarck. Ihnen hat er auch besondere Werke gewidmet, nicht philologische oder historische Arbeiten, die überläßt er den Gelehrten und Fachmännern, vielmehr persönliche Auffassungen, Beobachtungen und Ansichten, die uns von Wert sind, weil sie aus einem Geiste quellen, dem die Gabe des unmittelbaren Denkens und des reinen Anschauens verliehen ist.

Es ist natürlich, daß seine kritische Schrift „Mehr Goethe“ (1899) viel von seiner Auffassung Goethes bringt, aber dieser große Gipfel taucht, wie der Brocken dem Harzwanderer, in seinen Schriften immer wieder auf, stets von einer anderen Seite gesehen und in seiner Unendlichkeit beleuchtet. Er ist ihm zugleich die reinste Natur und die höchste Vernunft. „Wie nächtliche Nebel vor der Morgensonne zerfloß vor seinen hellen Augen das Grübelwesen der Scholastik“, um sich nie wieder zu verdunkelnden Wolken zusammenzuballen. Seine Menschen: Götz, Egmont, Hermann, besonders die Frauenwesen: Friderike, Klärchen, Gretchen, sind unmittelbar zu uns sprechende Natur, der Werther ist Huch „das kostbarste Prosawerk der Deutschen“. Die Einheit mit der Natur offenbart sich in den sechzehn Zeilen von Goethes „Herbstgefühl“ mehr als in sechzehn Seiten einer Herbstbeschreibung von Zola.

„Als Lyriker überragt er alle bergehoch.“ Er verstand vielleicht nicht allzuviel von Musik und ließ sich darin von Zelter beraten, „aber er selber ist innerlich ganz Musik“, die er in seinem Dichten erklingen läßt. Shakespeare ist dichterisch wohl das größere Genie, wie Goethe selbst anerkannte, aber Goethe bietet mehr als

Shakespeare, weil er die Welt nicht nur als Dichter sah und gestaltete, sondern auch als wissenschaftlicher Betrachter und Erkenner. Wenn die Engländer mit leisem Spott von seiner geistigen Herrschaft in Deutschland reden, so erklärt sich das daraus, daß sie einen Geist von der dichterischen Kraft, verbunden mit universalem Umfang, nicht haben. „Man kann Goethe gar nicht ausweichen, er ist zu groß.“ Selbst wo er fehlt, was sich bei der Offenheit, in der sein Leben vor uns liegt, den Blicken nicht entzieht, ist er immer ein ganzer Mensch. Im *F a u s t* sieht Huch trotz dem Werther und der überragenden Lyrik das Meisterwerk des größten Deutschen, wie sollte er anders? Aber er bewundert vor allem den ersten Teil. Diesen hat der Dichter selbst zu Eckermann inkommensurabel genannt und ihm damit etwas Unvergleichliches, Übermenschliches beigemessen. Es heißt in den geistvollen „Zwiegesprächen“ Huchs: „Wir lesen ihn anders als unsre Vorfahren und als Goethe, und die Nachfahren werden ihn anders als wir lesen. Er gehört zu den erlesenen Werken, die immer jung bleiben, weil sie sich vermöge ihrer unvergänglichen Lebenskraft dem Fühlen immer neuer Geschlechter anpassen. Er hat wie alles Unvergängliche eine lebendige Seele, er ist in der Sprache seines Schöpfers eine Entelechie“, d. h. eine in sich lebendige, unergründliche Wesenheit. Die Lebenskraft des zweiten Teils schätzt Huch minder hoch ein, er fürchtet, dieser werde einmal veralten. Doch ist er weit entfernt, in die überhebliche Kritik des Schwaben Friedrich Theodor Vischer einzustimmen, er nennt vielmehr dessen Dritten Teil des *Faust* „eine wüste Burleske, die man für das Erzeugnis kraft-

genialischer, vom Wein erhitzter Studenten halten könnte, wenn sie nicht gar so witzlos wäre“.

Derselbe Mensch Goethe beherrscht, mäßigt, ordnet und gestaltet sein Leben zu einer wundervollen Kunstleistung. Er arbeitet an seiner Weltanschauung von seinem lateinischen Jungenaufsatz für den Vater bis zu den Gesprächen seiner Altersweisheit mit Eckermann, wo er den Grenzen der Menschheit, die er als Zweiunddreißigjähriger scharf trennend gezogen hatte, sich ganz nahe befindet. Er wird dabei von einem gewissen geistigen Einfühlen in das Walten des von ihm erschauten Weltgeistes geleitet, das er bald durch Dämonen wirksam dachte, bald im Genie sich kundgeben sah, bald wieder als zerstörend empfand, wenn ein Genie wie Mozart, Raffael, Byron seine Sendung erfüllt zu haben schien. Huch folgt ihm hierin mit feinem Tritt, indem er ebenfalls von der Vorsehung, dem Weltgeist, dem Demiurgos spricht, doch den Namen Gott als zu ehrwürdig und unausdenkbar meidet. „Goethe hat in sich selbst ein Muster aufgestellt des vollkommensten Menschen, den unsre Kultur hervorgebracht hat.“ Was ihn in seiner Lebensführung und Arbeitsweise abgesehen von seinem rastlosen Schaffensdrang auszeichnet, ist sein ausgesprochener Ordnungssinn. Dieser Ordnungssinn ist deutsch und germanisch. Er ist diejenige Eigenschaft, wegen deren Gobineau die Germanen *la race régulatrice* nennt. Goethe teilt sie nach Huchs Urteil mit Shakespeare, Bismarck, Luther, Kant, Platon. Auch in der Natur ist ihm das Chaotische zuwider, der Vulkanismus eine heftig bekämpfte Hypothese. Ebenso steht er im geschichtlichen Leben den Revolutionen ablehnend gegenüber, er verehrt Fried-

rich II. und Napoleon, die Männer der Tat, die Ordnung geschaffen haben.

Dazu ist er im besten Sinne national. Zwar ist er kein handelnder Politiker wie Bismarck, sondern betrachsender Art, darum auch, zumal als Sechzigjähriger, in den Napoleonischen Wirren Deutschlands nicht hervorgetreten, aber er konnte nicht anders als deutsch schaffen. Sein Götz ist, obwohl keine patriotischen Reden darin zu finden sind, nationaler als Wildenbruchs rhetorische Dramen. Sein Faust verschaffte ihm (wie Werther) internationale Berühmtheit, aber gerade dieser ist in seiner Zweiseeligkeit, seinem unbeirrbareren Streben zur geistigen und sittlichen Höhe, seiner inneren und äußeren Form so deutsch, daß er kaum übersetzbar und fremden Nationen in seinem innersten Wesen unverständlich ist.

Über Shakespeare läßt Huch, der Unermüdliche, zu seinem achtzigsten Geburtstag eine kleine, feine Studie erscheinen, die höchst aufschlußreich für den Verfasser wie für den verehrten Helden ist. Er stellt diesen Goethe an die Seite, neben dem er ihm als der höchste Dichter der Neuzeit gilt. Ein solches Zeugnis bedeutet bei dem Umblick Huchs keine Phrase. Goethe widmete Shakespeare schon als Student in Straßburg eine begeisterte Rede zum Namenstag (14. Oktober), räumte im Wilhelm Meister dem Hamlet eine bedeutende Stelle ein, schrieb 1813 die höchst gehaltreiche Abhandlung „Shakespeare und kein Ende“ und huldigte in einem Altersgedicht dem Dichter zusammen mit Frau von Stein in geradezu hingebender Weise: „Lida! Glück der nächsten Nähe, William! Stern der schönsten Höhe, euch verdank' ich, was ich bin.“ Auch hier ist es das

Persönliche, was Huch anzieht, und um so mehr, je weniger wir davon wissen. Die wenigen Lebensdaten, die Erwähnungen einiger Zeitgenossen, besonders die verständnisvollen Verse Ben Johnsons, und die freilich verschleiernenden Werke bieten ihm Stoff genug, ein lebendiges Bild hinzustellen. Zwar ist er ein Beispiel für das Genie, wesensverschieden von dem in seiner Entwicklung verfolgbaren Talent, deshalb mit dem Verstande nicht zu erfassen, metaphysischen Ursprungs aus dem Weltgeist, der sich in ihm kundgibt. Er war zudem wandelbar, kein lebendes Prinzip, zu verschiedenen Zeiten verschieden gestimmt und hatte nicht „die starre Folgerichtigkeit, die sich den Regungen der Menschlichkeit verschließt und immerdar Unheil in der Welt anrichtet“. Wie schwer also ist er zu fassen! Aber dennoch gewahrt Huch an ihm zweierlei, wie an Goethe: des Lebens ernstes Führen und eine unbegreifliche geistige Kraft, die sich in wunderbaren Werken erweist und ihresgleichen nicht hat auf Erden. Huch hebt stark hervor das reale Trachten des Dichters, aus der Armut seines Vaterhauses und der Verachtung des Schauspielertums und Theaterdichters zu Wohlhabenheit und Landbesitz und dem Titel Esquire zu gelangen. Sobald er es soweit gebracht hat, läßt er Globetheater und London und zieht heim zu seinem väterlichen Stratford, um als Gutsbesitzer zu leben, was allerdings nur drei Jahre währte. Welch ein Leben aber lag zwischen der Flucht des jugendlichen Wilddiebs vor dem Sheriff Lucy und der frühzeitigen, vielleicht auch durch Überarbeitung gebotenen Zurückziehung auf den Altenteil? Ein erstaunliches, in allen Farben leuchtendes Schaffen im Reich der Dichtung.

Huch hütet sich wohl, eine literaturgeschichtliche Übersicht davon zu geben, aber er dringt in das Wesen dieses Schaffens ein: die Verlegung der Handlung ins Innere der Personen, die Menge der Gestalten, die oft mit wenigen Strichen gezeichnet sind, wie die Mörder Banquos, deren männliche Vollkraft oder weibliche Süße aber auch ein Drama füllt, die Leichtigkeit und Vielfältigkeit der Ausführung — „Das Wesentliche ist nicht der Inhalt, sondern das Wie“ —, die Strenge der sittlichen Anschauungen, die im Walten der Nemesis gegen Verbrecher und der Selbstrichtung der Unsittlichkeit wahrzunehmen ist, die ungeheure Gedankenkraft, das wundervolle Glitzern und Funkeln dieser Kunstwerke, das den Vergleich mit Diamanten nahelegt. Wenige Dichtungen hebt er heraus: Romeo und Julia, die reinste Tragödie, die keinen bösen Menschen aufweist und rein aus dem Verhängnis sich vollzieht, den Sommernachts Traum, „diese leichtestbeschwingte, erdenfreieste Dichtung, die je die Götter einem Sterblichen geschenkt haben“, den König Lear, seine gewaltigste, und Hamlet seine geistvollste Tragödie.

Am meisten zieht ihn, wie nicht zu verwundern, der Hamlet an. Ihm widmet er eine ausführliche Betrachtung, welche alle Fragen dieses wunderbarsten Dramas der Weltliteratur (neben dem Faust) berührt. Jede wichtige Person beurteilt er: den schurkischen, feigen König, die entartete Königin, den treuen, aber machtlosen und nur als Folie Hamlets dienenden Horatio, den kleinlichen, doch keineswegs ganz verächtlichen Polonius, den rohen Laertes und die tragisch zermalmte liebliche Ophelia, aber vor allem natürlich den Helden selbst. Er verteidigt ihn gegen den Vorwurf der Unent-

schlossenheit und Grübelei, der unbedachten Hast im Falle Polonius. Er erklärt sein Zaudern vielmehr aus seiner Machtlosigkeit gegen die königliche Phalanx und seiner Gewissenhaftigkeit, die nur gegen Polonius und Laertes von der aufflammenden Dämonie seines Wesens durchbrochen wird. Seine Entschlossenheit gegenüber der sehr argwöhnisch betrachteten Herausforderung des Laertes und das Zeugnis Fortinbras' am Schluß erheben ihn sogar zu einem hervorragenden Helden, nicht nur des Geistes, sondern auch des Mutes und der Herrschfähigkeit. Er erliegt der Bosheit der Welt, die er denn auch nur pessimistisch einzuschätzen vermag. Huch steht nicht an, bei einer Abwägung zwischen Faust und Hamlet, den beiden größten germanischen Dichtungen, für unsere Zeit dem letzteren den Vorzug zu geben, weil es jetzt nicht auf den Ausgleich der zwei Seelen in unserer Brust und Streben nach innerer Vervollkommnung, sondern auf den äußeren Kampf gegen die Welt ankomme, wofür uns Hamlet mehr lehrt als Faust. Natürlich meint er nicht, daß wir den Faust einstweilen zu den Akten legen könnten. Auch ist ihm zweifellos bewußt, daß im Faust an bedeutsamer Stelle das Wort steht: „Im Anfang war die Tat!“

Einen Tatmenschen höchsten Ranges verehrt Huch in Bismarck. Diesem ist sein vor vier Jahren erschienenenes Buch „Die Tragödie Bismarck“ gewidmet. Der Titel berührt seltsam. Eines der stolzesten und erfolgreichsten Leben — eine Tragödie? Man muß in das persönliche Leben des Riesen eindringen, um Huchs Anschauung zu begreifen. Wir dürfen freilich nicht zur Entscheidung Bismarcks Äußerung zu Poschinger aus dem Jahre 1895 heranziehen, daß er die Augen-

blicke wahren Glücks in seinem ganzen Leben auf vierundzwanzig Stunden berechne. Das ist wie Goethes Äußerung über die vier Wochen Glücks in seinem Leben eine Übertreibung, und zwar eine weit stärkere. Seine Tragik ging indes aus seiner Doppelnatur und seiner Aufgabe als Minister hervor. In der wilden Dämonie seiner väterlichen Ahnen und der Empfindlichkeit seines Nervensystems, die wir als sein Muttererbe betrachten dürfen, liegt die Anlage zur Tragik begründet. Sie verschmolz in dem jungen Bismarck zu einer gesunden, kraftstrotzenden und geistsprudelnden Einheit. Aber sie barg in sich die Möglichkeit zu einer Erregbarkeit und inneren Zwiespältigkeit, die sich im Laufe seines Lebens zu einer krankhaften Empfindlichkeit gegen Aufregungen und tiefgreifenden Ärger auswuchs. Die Feinheit seiner Nerven und die Heftigkeit seines Wollens beeinflussten sich gegenseitig in unheilvoller Weise. Je glänzender er sich äußerlich zu beherrschen wußte, desto stärker wühlte und tobte es in seinem Innern. Der eiserne Kanzler war bei seinen vielfachen erbitterten Kämpfen von Magenkrämpfen, galligem Erbrechen, Schreibkrampf, Rippenfellentzündung, Glieder- und Hüftweh, Gesichtsreißen, Schlaflosigkeit in einer Weise geplagt, die ihm das Leben arg verbitterte und zu häufigen Ausspannen auf dem Lande zwang. Er hatte mit der Gründung des kleindeutschen Reiches durch die Monarchie, nicht durch das Volk, wie 1848 versucht war, eine Aufgabe auf sich geladen, die ihm oft schweres Ringen mit seinem königlichen Herrn und den ihn beeinflussenden Mächten nötig machte, wobei übermenschliche Anspannungen unvermeidlich waren. Nicht jedes derartige Ringen ging so glimpflich von-

statten wie die Gewinnung des Königs für Standfestigkeit vor dem Landtage entgegen den Ratschlägen und Verängstigungen der Königin Augusta im Jahre 1862. Der stete Kampf mit der weiblich klugen, aber politisch unzulänglichen Königin und ihren politischen Freunden zermürbte ihn um so mehr, je unfaßbarer sie war. Schwere Einzelkämpfe wie das Abbringen des Königs vom Frankfurter Fürstenkongreß, das Bremsen der Kriegsmaschine gegen Österreich in Nikolsburg, der Streit mit dem Militär um die von Bismarck geforderte Beschießung von Paris, die mühsame Bewegung Wilhelms I. zur Annahme des Titels Deutscher Kaiser, des „Charaktermajors“, liegen am Tage, unendlich vieles wissen wir nicht. „Es wäre lehrreich“, meinte der geistvolle Publizist Paul Harms in einer Schrift „Die Tragik im Leben Bismarcks“, „könnte man in Prozenten ausrechnen, wieviel von seiner beispiellosen Arbeitskraft sich im Kampfe um die Selbstbehauptung als absoluter Kanzler hat verzehren müssen“. Es genügt aber zu wissen, daß ihm gerade die Höhepunkte seines politischen Wirkens aufs äußerste erschwert und durch bittere Kränkungen vergällt wurden. Vollendet wurde die Tragik durch den Abfall des jungen Kaisers von der Person des Kanzlers, dem das Haus Hohenzollern seine Stellung in Deutschland und der Welt verdankte. „Die Wurzel der Tragik seines Lebens“, sagt wiederum Paul Harms, „steckt darin, daß er zwar als Herren- und Herrschernatur geboren — aber nicht im Purpur geboren ward“. So mußte er sein Werk einem jungen, unerfahrenen, aber hochgespannten Fürsten überlassen und unzureichenden Nachfolgern weichen. Auch diese Tragik hat Huch voll erlassen, es ist aber

sein Verdienst, auf die bittere Kehrseite der glänzenden Laufbahn Bismarcks, die tragischen Erschütterungen, die seine Natur und seine schwierige Stellung mit sich brachten, hingewiesen zu haben. Wie er im übrigen Bismarck verstand, dafür nur wenige Belege: Er vergleicht ihn mit dem Achill Homers bei der grausamen Rächung des Freundes Patroklos an Hektor und den geopfertem trojanischen Jünglingen und bei dem Empfang des Königs Priamus, der um den Leichnam seines Sohnes bittet. Furchtbarste Wildheit von abgründiger Wucht und zartestes Empfinden gegen die Gattin und Freunde, beim Natur- und Kunsterleben, kennzeichnen ihn wie den Helden der Ilias. Er war im Grunde gütig, wenn auch keineswegs gutmütig. Er war ein überaus korrekter, sorgsamer Beamter, darin machte sich das mütterliche Erbe von dem Großvater, Geh. Kabinettsrat Mencken, und älteren Ahnen her geltend, aber er war auch ein nimmermüder Kämpfer mit Einsatz seines ganzen Willens, wo es sein mußte, mit der Waffe. Aber das alles steht im Schatten gegenüber seiner *Genialität*, die genau so unerklärlich ist wie die Goethes und Shakespeares. Was für Shakespeare die dramatische Dichtkunst, für Goethe eine Menschen- und Welt-durchdringung ohnegleichen war, das war für Bismarck die Politik, in die er nach jahrelangem Ruhen im zweiunddreißigsten Lebensjahr hineinsprang, um sogleich den Meister zu bewähren, der, das Ziel der Reichsgründung mit Preußen als Vormacht im Auge, Geduld und Maß, Energie und Geist, Wahrhaftigkeit und Verschlagenheit, Sinnen und Schaffen, und stete Anspannung im Ringen mit fremden Staatsführern, persönlichen Gegnern, den Parteien des Parlaments,

nicht am wenigsten auch mit den Fürsten, denen er diente, aufwenden mußte, um nach tragischen Erlebnissen endlich tragisch zu enden mit dem Ausblick auf die Vernichtung seines Werkes, die der Weltkrieg herbeiführte.

Aber Deutschland zerfiel nicht, soviel wirkte der Geist des Alten im Sachsenwalde. Ein neuer genialer Politiker ist gekommen, der nach dem Zusammenbruch der Volkseinigung über die Dynastien die Volksschöpfung aus dem Geist des Volkes unternommen hat. Noch kämpfen wir um die Behauptung dieser Schöpfung mit verschlagenen und brutalen äußeren Feinden, doch wir zweifeln nicht, daß der Sieg unser sein wird. Wir dürfen annehmen, daß niemand mehr über diesen Sieg erfreut sein wird, als der, welcher die Tragödie Bismarck bis ins letzte empfunden und erlebt hat.

GOETHE – SHAKESPEARE – BISMARCK

Lebenskünstler gab, gibt es und wird es viele geben,
den Dichter Goethe nur einmal.

Man soll den größten deutschen Dichter zuerst und
zuletzt als Dichter nehmen. Man hat ihn beständig als
den Weltbürger gefeiert und es glücklich zustande ge-
bracht, daß er seinem Volk ferner als je gerückt ist.

Durch Goethes Leben und Dichtung zieht sich der
Preis des Tatmenschen. Geschätzt und geliebt hat er
manchen in seinem langen Leben, bewundert hat er
von allen Mitlebenden nur zwei, den Großen Friedrich
und Napoleon. Er ist es selbst, der zusammenbricht,
wie der Geist der Taten ihm zuruft, du gleichst mir
nicht. Es war eine Bitternis in seinem Leben, daß der
eine seiner Helden nichts von ihm wissen wollte und
der andere nur den Verfasser von Werthers Leiden in
ihm sah.

Zwiegespräche.

*

Der unbekannte Allgeist hat in Shakespeare einen
Dichter geschaffen, der nach zweieinhalb Jahrhunder-
ten lebendiger als am Anfang ist, und einen, dessen
innerstes Wesen heute uns Deutschen enger verwandt
ist als seinem eigenen Volk. Auf diese Verwandtschaft,
auf das Germanische, Urdeutsche an ihm, ist, soviel
ich weiß, noch nirgends hingewiesen.

William Shakespeare.

Das eine sollte ein Dichter, der eine Tragödie schreiben will, wissen und bedenken, daß der edle Mensch, mag er noch so erhaben zugrunde gehen, niemals ein tragischer Mensch ist, wenn er nur an feindlichen Mächten oder am Unverständnis der Welt zugrunde geht, nicht auch an den Dämonen in der eigenen Brust. Shakespeare wußte das mit dem unbewußten Wissen des großen Genius.

Mein Weg.

*

Die Natur Bismarcks war nichts weniger als einfach. Ein Mensch, der Seele hat, ist überhaupt niemals ein wandelndes Prinzip. Für den ewigen und allgegenwärtigen Schulmeister hat der Weltgeist die Tragödie Bismarck nicht geschaffen, er mag sich an Gestalten wie Robespierre halten; der war ein wandelndes Prinzip.

Menschen, in deren Brust sich beständige Kämpfe abspielen, sind nicht für den Genuß des Lebens geschaffen, und wenn sie große Gestalten sind, wird ihr Leben zur Tragödie.

Je größer die Leistung ist, um so weniger findet der Leistende Befriedigung im endlichen Ausruhen. Eros, Platons großer Unruhestifter, läßt ihn nicht zur Ruhe kommen.

Die Tragödie Bismarck.

PERSONLICHES

Von ROBERT JORDAN

Es ergibt sich, den Jubilar – schon bei diesem Worte wird er (wie ich selbst) lächeln – und den Leser demütig um Benevolentia zu bitten, weil ich sozusagen mit leeren Händen komme. Daher kann mich der Vorwurf der maulfeilen Frau Rattazzi aus einer meiner Komödien nicht treffen, wenn sie einen Widersacher ausschilt: „Kunstwissenschaft? Erst komme ich, weil ich den Marmor liefere. Dann kommt er (der Bildhauer) und macht was daraus. Und dann kommen Sie und quasseln darüber!“ Aus einem fabulierenden Zeisig wird eben keine gelehrte Eule. Als ich meine Erinnerungstruhe öffnete, siehe, da fand sich kaum Gewichtiges, geschweige denn Grundlegendes, womit man breitspurig auf den Plan treten konnte. Aber es sind ja andere gute Hände am Werk, also lassen Sie sich bitte genügen!

Nur in einer Ecke jener Truhe sah ich ein kleines Herz, das gar in Essig gelegt schien, – aber was tut man mit einem unbedeutenden, armen Herzen! Und als ich's näher ans Licht zog, da war es mein eigenes, und es meinte, es habe doch wohl etwas zu diesem Ehrentage zu sagen. Und so mußte ich's wohl gewähren lassen!

Lieber Rudolf Huch, – Sie gestatten, daß ich Sie nach der Üblichkeit unserer Kreise so anrede, obwohl Ihr Titel Justizrat Ihnen auf den Leib geschnitten ist wie keiner keinem – wissen Sie, daß in vielen Fällen, wenn

weiland Ihre Vaterstadt Braunschweig sich zu Ihnen bekannte, ich als unsichtbarer Heinzelmann den Hofmeisterstab aufs Parkett gestoßen habe? Ich tat das nicht wegen eines billigen Dankeschöns; etwas anderes bestimmte mich. Nichts stand über meinem Lebensweg markanter als das brennende Wort Wilhelm Raabes, das er mir, dem damals ganz jungen Dachs, anlässlich der mir wichtig dünkenden Überreichung meines ersten Buches sagte, und es fuhr wie eine sengende, zornsprühende Fackel durch den Sonnentag, eine Ungeheuerlichkeit, eine gräßliche Wahrheit: „Schriftstellerei ist ein Dornenpfad!“ Die furchtbare Tragik verstand der Unerfahrene nicht, aber er hat sie erlebt und erfahren, und nicht zuletzt an Rudolf Huch, dem nächsten aus der Braunschweiger Dichternobility seit Lessing, dessen Dasein an der Enge litt.

Eine eigenwillige Sphäre umwittert diese Braunschweiger Dichter seit den Tagen Ulenspiegels, der sich an dem blöden Unverstand der Menge rächte, und wer hinter des vermeintlichen Schalks Seele zu schauen weiß, der wird merken, daß sie alle einen satirischen Zug von ihm in sich tragen, der ihre Eigenwilligkeit heftiger unterstreicht und betont. Die Folge bleibt nicht aus: Sie werden von der breiten Masse nicht gerade gut behandelt.

Nun gilt mir als bedauerlicher Fehler bürgerlicher Biographen, daß sie bei Untersuchung der sozialen Lage gern Scheuklappen aufsetzen und so tun, als wäre die Dachkammer, die, bildlich gesprochen, keinem Dichter erspart bleibt, sozusagen nur eine, der Läuterung wegen abzumachende Wartezeit, wie man eben früher das militärische Dienstjahr abzudienen hatte

und hernach den Himmel voller Geigen sah. Diese bürgerliche Vertuschung ist ebenso philiströs wie verlogen und dient nur der Rücksichtnahme auf das eigene Dekor, sie führt zu falschen Rückschlüssen und war ein Verbrechen an der ganzen Dichterschaft. Wer den Dichter will verstehen, der muß in des Dichters Brotschrank sehen! Das fatale bürgerliche Malheur Raabe wiederholte sich bei Rudolf Huch.

Man wendet ein, in erster Linie habe, eheu! eheu! der Dichter selber schuld. Weil er sich, der Künstler par excellence, erlaubt, so zu schreiben, wie es Geist und Seele für angemessen erachten, und nicht so, wie Herrn Allewelts Chaiselongue oder Frau Federleisens Polsterabteil es für passend halten. Von dort also kommen die ersten Widerstände. Die zweiten erblühen dem Dichter in den Zimtköpfen einer seligen Puddingzeit, die bei der Lektüre einen Schädel anstrengen sollen, dem das nicht zusagt. Rudolf Huch mußte zeitlebens in Kleinstädten wohnen und hat die geistige Öde der einstmals fast hermetisch geschlossenen, auch innerlich begrenzten Kasten deutlich gefühlt. Nichts gegen den Wert einer kleinen Stadt, eines gefestigten Wesens, gar eines Tuskulums, aber ein hellwacher Geist wie Rudolf Huch durfte nicht in der Enge wohnen. Er schreibt in seinen Lebenserinnerungen, daß es in Helmstedt so schien, als wüßte niemand außer einem Lehrer Schmid (recte: Gottlieb Schmidts), daß der Rechtsanwalt Huch auch „nebenbei“ ein Dichter sei und Bücher geschrieben habe. Schmidts veranlaßte nämlich die dortige Lehrer-Literaturvereinigung, die „mehr für das kulturelle Leben tat als die Lehrer des Gymnasiums, weil die nämlich gar nichts taten, einen

Leseabend für mich zu veranstalten“. So Huch selbst. Jener Abend mag wohl im Sommer 1920 stattgefunden haben, woneben Schmidts auch noch einen Vortrag über den Dichter hielt.

Rudolf Huch hat nie gehofft, auf seine alten Tage wie Wilhelm Raabe berühmt und wohlhabend zu werden, doch aber wenigstens von der Geldsorge befreit zu sein. Nun, er hat, wie jener, die „heiße Hand an der Gurgel“ spüren müssen. Es ward ihm nichts erspart, wie jedem, der im Zeichen Apolls das „Schuhband anders band als andere“.

Neben den Hochmögenden einer allzu bürgerlichen Epoche, deren befreiender Machtspruch zur rechten Zeit aus Herzensträgheit und Gedankenlaschheit ausblieb, die die Mahnung Jean Pauls, daß der ein Genie mißbrauche, der's am falschen Platze beschäftige, weder kannten noch je in den Betracht ihrer Denkweise zogen, waren es die „Maßgeblichen des Ratskellers“, zu denen jene Kleinstadtkreise voll und ganz gehörten, deren bierehrlicher Kleinbezirk die scharfe, doch positive Geistigkeit Rudolf Huchs (als eines der Vertreter dieser künstlerischen Geistigkeit, die sich bis zur Ironie steigert wie bei Richard Strauß oder früher bei Philipp Emanuel Bach) einfach nicht verstand und sich, bestenfalls aus Angst, zurückzog. Ja, Herr Nachbar, ein halbstarkes Gehirn wird nur beunruhigt, wenn Kunst ihm nahe kommt. Sie drückt einen tief zu Boden oder schleudert einen in Höhen, wo keiner Fuß fassen kann. Bleiben wir also bei unserer, wohl temperierten Lektüre der Bequemen und Klischeurs. Man braucht sich nicht so anzustrengen, und just immer nach dem Mittagessen. Wollen mal

sehen, wenn dieser Dichter seine Siebzig trägt, ob dann das ganze Brimborium aushielt!

Und man sah! Dieser siebzigste Geburtstag vollzog sich in Harzburg unter gewissen Schwierigkeiten, zu denen ich von Braunschweig aus im Hofmeisterdomino Gevatter stehen mußte. Nun verfügte man nicht über allzuviele Machtmittel, das bedeutet in diesem Falle Geld und Beziehungen; dennoch gestaltete sich die Feier schließlich ganz nett, es kam, wenn ich nicht irre, auch die Benennung einer Straße nach dem Dichter dabei heraus, aber sonst hat Rudolf Huch kaum Seide aus der ephemeren Einmaligkeit gesponnen. Innerhalb des Alltagstreibens erwachsen, wie jedermann weiß, oft persönliche Unzulänglichkeiten. Man wirft den Künstlern häufig vor, daß „kein Auskommen mit ihnen wäre“. Huch deutet diesen Zustand auch einmal an, wenn er sagt, daß er aus Hemmungen heraus gerade die oft beleidigt oder gekränkt habe, die ihm gut gesonnen waren und zu denen er sich habe anders stellen müssen. „Seelische Vorgänge lassen sich nicht immer säuberlich zerlegen“, antwortet er unausgesprochenen Vorhalten dieser Art. Nun, ein jeglicher von uns hat sein Indianerterritorium der Seele, und wir wissen genau Bescheid, daß solche Reservationen bestehen, und achten sie, der andere aber „geht und klagt“, wo er selbst der Schuldige ist. Die Gründe für diese Reizbarkeit sind schon genannt. Jeder, der nicht dem „süßen Pöbel“ Zuckerplätzchen reicht und es somit nicht zu Riesenaufgaben bringt, steht unterm Rad. „Ich wußte bei jedem Buch, daß mit der letzten Zeile meine Freude dahin war, ich wußte, was ich zu erwarten hatte: Vom Verleger außer dem geringen Honorar Klagen über

schlechten Absatz, von der Presse Schweigen oder kurzes Abtun, von Bekannten mit sehr wenig Ausnahmen allenfalls ein gönnerhaftes, kränkendes, als Tadel wirkendes Lob, vom Publikum nichts. Kaum jemals habe ich, wie andere Schriftsteller, ein anerkennendes Schreiben von einem Unbekannten erhalten.“

Nun, jeder karrt in seiner Spur! Eben weil mir dieses alles vertraut war, hatte ich dem Dichter im November 1926 im Braunschweiger Parkhotel einen Leseabend bereitet. Meine Vorahnung war richtig. Der Saal hatte kaum noch einen freien Platz, wobei zu berücksichtigen ist, daß es sich um einen sorgfältig gewählten Kreis handelte, und nur auf Wunsch eine beschränkte Anzahl Karten an Interessenten ausgegeben worden war. Wengleich es einem Biographen vorbehalten bleiben soll und muß, von dem überaus freundlichen Echo des Abends zu berichten, so verlockt's mich doch, etwas aus dem längeren Aufsatz der „Braunschweigischen Landeszeitung“ vom 17. 11. 26 zu zitieren. Der Verfasser, Friedrich Sack, schildert den vorlesenden Dichter als einen „gemütlichen alten Herrn“, und daß „kein berufsmäßiger Vorleser, kundig der Handhabung aller technischen Vollkommenheiten, erreicht hätte, was dieser leisen, sachte vor sich hinsprechenden Stimme gelang, so daß eine wunderbare Einheitlichkeit zwischen ihr, als der Persönlichkeit, die sich durch sie äußerste, und dem Werk erwuchs und sich immer klarer abzeichnete, je mehr der Abend vorrückte. Traulich, behaglich, im Plauderton flossen Satz um Satz, Szene und Szene, Betrachtung um Betrachtung dahin, und schließlich war es noch viel zu früh

aus, weil man nichts dagegen gehabt hätte, noch mehr zu hören.“

Von den persönlichen Begebenheiten dieses Abends, der einigen hereingeschnittenen Globetrottern wie eine Offenbarung aus einer fremden, besseren Welt vorgekommen war, kann ich deshalb nur wenig Merkhaftes berichten, weil ich, von vielfachen Pflichten gefangen genommen, erst spät an des Dichters Seite kam, und mein Stammbuch, das nunmehr nachgerade vollendete, trug seine kurze, die Umstände und seine vergnügliche Einstellung zu mißliebigen Stammbuchbesitzern charakterisierende Bemerkung: „Nach Mitternacht fällt mir nichts mehr ein. Also: Auf Wiedersehen!“ Dieser hübsche ironische Schnödler und heitere Hilferuf entsprach seinem Wesen durchaus, und ist auch demgemäß von mir verbucht worden. Übrigens zeichnete der Maler und Graphiker Heinrich Ernst an jenem Abend eine Bleistiftskizze von dem Vortragenden, deren Abdruck sich in dem Bericht von Friedrich Sack wiederfand. Suchte in ihr das Stimmungsgemäße seinen Ausdruck, so betonte eine Federzeichnung von größerem Format mehr das Porträt; sie ward am gleichen Abend vom Künstler angefertigt und ziert diese Schrift. Später hing sie in einer Nische des Bankkellers, in der die Brüder vom schamhaften Pavian, als innerhalb eines Künstlerklubs ohne Statuten, montags zusammenhockten. Dort war auch Rudolf Huch, wenn er dienstlich in Braunschweig zu tun hatte, willkommener Gast. „Wer Muße hat und Gemüt, der wird sich an Huch begeistern. Wem beides fehlt, der wird ihn bewundern und beneiden“, schrieb jemand anlässlich jenes Vortragsabends (Dr. Ullrich in den „Neuesten Nachrichten“

vom 17. 11. 26). Zu allem, bis auf das letzte, haben wir uns alle bekannt, die damals mit ihm in der Runde saßen. Daß die Gespräche oft an der Oberfläche plätscherten, ganz gewiß deshalb, weil der Individualitäten zu viele beisammen saßen, ist begreiflich; doch trotz der Tatsache, daß die Mehrheit der bildenden Künstler mehr auf die Haut sieht als auf das Hirn, saß Plato auf einmal zwischen uns und befand sich recht zu Hause.

Und nun ein anderes, worüber ich heute noch einen verschmitzten Stolz empfinde. Als der siebzigste Geburtstag vorüber war und der „deutsche Blätterwald“ denn doch beträchtlich gerauscht hatte, gelang es mir mit Rat, Wunsch, Für und Wider, vom damaligen Braunschweiger Landestheaterintendanten Dr. Himmig-hoffen die Zustimmung zur Aufführung von Rudolf Huchs „Kirchenbau“ zu erlangen. Mir war klar, daß die Literatur dabei einen größeren Gewinn verzeichnen würde als die Kasse, dieweil jemand, der, in einer theaterlosen Kleinstadt lebend, nicht in der Lage ist, das Drum und Dran eines Bühnengeschehens aufzusaugen und die Bretteratmosphäre einzusatmen, mit dem Handwerklichen, das mit Dichtung unter Umständen gar nichts gemein hat, nicht so auf der Höhe sein kann. Zudem wandten, um ihre Meinung befragte Literaturbeflissene ein, daß dieses Werk nicht zu den hochstämmigsten Rosen in Huchs Dichtergarten gehöre. Nun, auf eine neuerliche Hochtat, die der Dichter hiernach auszuüben hatte, konnten wir nicht warten. Das Werk, das schon dreißig Jahre Buchdasein auf dem Nacken hatte, sollte im Rampenlicht erscheinen. Wenn es auch nicht allzu oft gelaufen ist, so besagt das für den Kenner

gar nichts Gegenteiliges, und was die Erfolgsgläubigen etwa von mangelnder Zugkraft reden, das steht unter dem Wort „Der Erfolg ist der Gott der Toren!“ Wer die zutreffendste Gesellschaftskritik der Kleinstadt um die Jahrhundertwende kennenlernen und erleben will, der greife zu dieser Komödie, die daneben die schärfsten Profile von Kleinstadttypen farbig und füllig enthält. Was es an Unterhaltung für die damalige „breite Masse“ bot, das war einmal sehr ulkig und zweitens sehr erzieherisch, und wer Ohren hatte zu hören, der hörte auch und vergaß diese Lehre nicht so leicht wieder.

Also erfüllte sich am 7. Mai 1932 der Wunsch. Die Regie hatte Helmut Gmelin. Von den Mitwirkenden weilen nur noch wenige im Ensemble des jetzigen Staatstheaters. Ich will es nicht meiner Aufgabe unterstellen, die Pressestimmen zu der Uraufführung zu zitieren, vielmehr weiß ich nur von der Spielfreudigkeit des Ensembles zu berichten und von dem Jux, mit welchem es sich in die vorsintflutlichen Kostüme, die noch gar nicht so alt sind und doch so uralte wirken, steckte. Die ganze Bande von Intriganten und Spitzbuben, die sich so ehrpusselig geben, bereiten durch ihre abgründige Spießerei einen ungeheuren, nicht zu bändigenden Spaß. Und der vertieft sich noch zu überwältigendem Gelächter, wenn man die dickdrewische Psyche solcher niedersächsischen Typen aus persönlicher Erfahrung kennt. Huch versichert freilich (und welcher Kenner solcher Arbeiten unterstriche das Wort etwa nicht), daß er niemand photographiert habe. Das ist absolut richtig. Doch wen fände man nicht in diesen Halunken wieder, wenn man einmal Wand an Wand mit den Vorbildern gelebt hat? Wilhelm Busch würde

sicherlich laut über diesen scharmanten, ihm artverwandten Abend geschmunzelt haben; auch er kannte seine „Pappenheimer“. Huch hat ebenfalls keine ethische Entrüstung bei der Abfassung seiner satirischen Szenen gespürt. Ihn haben diese Geschöpfe, wie er in dem Beiwort zur Uraufführung sagte, in ihrer Komik einer gegenseitigen Beschwindelung nur amüsiert. Wer konnte nicht die Köstlichkeit des Genusses, wenn jemand einen Eiertanz um sein durchlöcheretes Dekorum ausführt. Diese Schaustellung einer schmierigen Seele, die sich schlau dünkt, pflege ich nie zu unterbrechen, selbst dann nicht, wenn ich ihre Kosten bezahlen muß. Das nebenbei! Was den Dichter Rudolf Huch anbetrifft, so wollte ich das Meinige tun und habe es meinen eingeschränkten Kräften gemäß auch wohl getan.

Über das Unverständnis weiter Kreise gegenüber Huchs Wirken ist an anderer Stelle dieser Schrift deutlich gesprochen. Seien wir heute gewiß, daß diese Nichtanerkennung, dieses Totschweigen und zur Nebensächlichkeit Verurteilen, ein Kennzeichen einer Zeit war, von der wir inbrünstig erhoffen, daß sie nie wiederkehre. Es ist ein trauriges Kapitel vom Propheten in seinem Vaterlande, den zu preisen man den Augenblick anpassen mußte, wo der genius publicus gerade beim Dämmerstapfen hockte. Manchmal vernimmt man auch von einem Schlauberger den Einwand, daß dieser Prophet doch „dieses alles leiden mußte“, um der zu werden, der uns alle diese Werke schenkte. Ei, das dünkt mir eine billige und ungerechte Unterstellung, die von dem anderen verlangt: Gehe nur in Sack und Asche, auf daß wir unseren Spaß daran haben! Ohne den Schuß Bohemien im Blut, ohne die treibende oder

gar hetzende Dämonie, ohne seinen inneren Zwiespalt, ohne das Bewußtsein von einem Fremdling auf Erden hätte der Dichter das alles wohl gar nicht aushalten können.

Wellen gleiten, Wellen weichen,
Klage wechselt mit Verlangen.
Sterne, sonnenmüde, bleichen,
und die Lust gebiert das Bangen.

Wir jedoch, der Unrast Kinder
trinken Glut in heißern Zügen,
wiederum als Überwinder
im Verzicht uns still genügen.

Nur die Sichern, nur die Satten
ihrer Zwecke Gleichmaß formen.
Nicht Ekstase, nicht Ermatten
stören die erprobten Normen.

Stolz und fromm, zu Opferfeuern
heben sich die hellen Hände,
daß ein Gott den Abenteuern
heilige Erhöhung spende.

Also fliehen unsre Herzen
des Behagens goldne Mauern,
schaffen wissend unter Schmerzen
und in jubelndem Erschauern.

Rudolf Huch, der ein göttlicher Musikant ist, mag sich diese Verse in eine der letzten Beethovenonaten übertragen, oder, wenn's ihm richtiger dünkt, so mag er's als sein Andante favori klingen lassen. Es gibt ja auch Menschen und Bücherleser, die von dem Leid Huchs gar nichts wissen und seinen „barocken Humor“ als einen unerschöpflichen lebenspendenden Quell immer wieder trinken und sich daran erquicken und erlaben. Ei, so unvorbelastet kann man ja nicht mehr daran gehen, wenn man das Wort Mohammeds am Ohr raunen hört: „Wer da weiß, was ich weiß, der wird wenig lachen und viel weinen.“ Aber trotzdem wischt ein heller Mozartmorgen einmal den grauen Wust mit wollender Hand hinweg und holt sich den „Wilhelm Brinkmeyer“ aus dem Bört und knellert und druckst und lacht und lächelt und sagt, noch gar nicht am



**Der Kirchenrat bei seiner Sitzung
im „Geiste der Eintracht und Selbstlosigkeit“**

Der Kirchenbau, Uraufführung am 7. Mai 1932 im Landestheater Braunschweig

Schluß, doch schon, ganz gewiß, das sei das kostbarste Stück niedersächsischen Humors — dieser Don Quichotte in Dur aus der fetten Braunschweiger Mettwurstbörde. Hätten wir doch seinem Dichter, seinem großen Dichter, wünschen können, daß er selber mit dieser unverwüstlichen Gesundheit und mit dieser sieghaften Schläue, Urbild seines Wunschbildes, auf die nadelspitzen Dornenpfade des Lebens und der „Schriftstellerei“ trat, aber ach, es ist „alles aus bitterster Not entstanden“, wie Joseph Haydn von seinem kummervollen Jugendschaffen sagt. Dieser „Brinkmeyer“ Huchs ist der „Grüne Heinrich“ Kellers, der „Stopfkuchen“ Raabes und der „Stechlin“ Fontanes, nur die Kehrseite von der Medaille. Doch was gilt bei dem Kampf zwischen Licht und Schatten bei Rembrandt als Dur und Moll, Helle und Schwärze, Positiv oder Negativ? Lassen wir das Sinnen dahinfahren! Ich liebe diesen breitspurigen Abenteurer Brinkmeyer, von dem man nie weiß, wo sein Stukenförsterlatein anfängt, und mit mir lieben Tausende ihn und seinen Schöpfer. Aber auch er hat einen Liebling, an den mich plötzlich der Begriff Rembrandt erinnert. Von dem bis zum Herzog-Anton-Ulrich-Museum zu Braunschweig ist's nicht weit und auch gar nicht unvertraut. Dort hängt das Bild des jungen Herzogs von Braunschweig, von Paulus Moreelse in leuchtender Schwarzrotpracht gemalt. Huch erwähnt den tollen Christian, der die Fackel des romantischen Abenteurers, von Eros entzündet, als Fanal durch das dreißigjährige Brudermorden vor dreihundert Jahren schwingt, der durch dieses Bild solch gewaltigen Eindruck auf ihn gemacht hat, daß daraus eine Novelle entstand. Auch hier treffen Züge

und Zustände von Bild und Former zusammen, so daß, wer mag, auf Seelenwanderung schließen könnte. Aber „das ist ein weites Feld“, und der Jubilar beliebe hier nicht nur zu lächeln wie anfangs, sondern einmal zu lachen, herzlich zu lachen, obgleich meine Worte nicht durchaus zureichenden Grund dazu gaben.

Nehme man sie zu Unlust oder Gefallen, sie mußten einmal gesagt werden, denn alles Leid und alle Schuld finden Erleichterung, wenn man sich zu ihnen bekennt. Was in diesen Blättern unter dem Wahrzeichen des langen Andreas in Braunschweig, dort, wo die frischen Winde wehen, zu Ihnen, lieber und verehrter Dichter Rudolf Huch, sprach, ist ganz gewiß nur ein geringer Teil Ihrer Verehrer und Freunde. Wenn es ihm gelang, Ihnen auch nur den Duft der lauterer Süße eines tiefen Dankes zu warmem, herzlichem Bewußtsein zu bringen, so erfüllte sich die schönste und glücklich geübte Aufgabe. Das große Vaterland wird Sie in den goldenen Büchern von der erhabenen deutschen Seele zu ewigem Gedenken eintragen.

RUDOLF HUCHS BÜCHER

Ich habe mein Werk immer als geschenkt empfunden und empfinde es noch heute so. Man mag das nennen wie man will, es ist gewiß das Gegenteil von Bescheidenheit. Ohne den Glauben an meine Berufung hätte ich nicht bestehen können. Mein Leben.

- Aus dem Tagebuch eines Höhlenmolches. Roman in Ichform. 1896.
Was liegt denn dran? Lebensbilder. 1898.
Teufelslist. Eine Geschichte aus alter Zeit. 1900.
Hohe Schule. 2 Novellen. 1901.
Winterwanderung. Eisgedanken und Frühlingsahnen. 1901.
Hans der Träumer. Roman. 1903.
Der Frauen wunderlich Wesen. Roman. 1905.
Komödianten des Lebens. Roman. 1906.
Max Gebhard. Eine Studie. Roman in Ichform. 1907.
Die beiden Ritterhelm. Roman. 1908.
Die Familie Hellmann. Roman. 1909.
Die Rübenstedter. Eine Kleinstadt-Sommergeschichte. 1910.
Wilhelm Brinkmeyers Abenteuer, von ihm selbst erzählt. Roman. 1911.
Talion. Roman. 1913. (Neue Fassung 1936.)
Junker Ottos Romfahrt. Roman. 1914.
Der tolle Halberstädter. Novelle. (Einzelausgabe 1925.) — Der Herr Kammerrat und seine Söhne. Humoristische Erzählung. 1918.
Das unbekannt Land. Roman. 1920.
Das Lied der Parzen. Roman. 1920.
Altmännersommer. Humoristische Erzählung. 1925.
Der Herr Neveu und seine Mondgöttin. Eine kuriose Aifäre aus der Perückenzeit. Novelle. 1926.
Spiel am Ufer. Ein Roman. 1926.
Anno 1922. Roman. 1929.
Der tolle Halberstädter. Der Ausflug nach Oxford. 2 Erzählungen. 1932.
Die Fichtenauer. Eine Geschichte in Barock. 1933.
Humoristische Erzählungen: Ein Menschenfreund. Der Herr Kammerrat und seine Söhne. 1936.
Kilian und die Koblode. Eine kuriose Geschichte. 1942.

Dramen

- Der Menschenfreund. Trauerspiel in 4 Akten. 1895.
Der Kirchenbau. Lustspiel in 5 Aufzügen. 1900.
Kobolde im Bauernhaus. Ein Bühnenscherz in 1 Aufzuge. 1901.
Preisturnier. Ein Renaissance-Drama in 5 Aufzügen. 1901.

Kritische Schriften und Studien

- Das Berlinertum in Litteratur, Musik und Kunst. Von einem Unbefangenen. 1894.
Mehr Goethe. Literaturbetrachtungen. 1899.
Eine Krisis. Betrachtungen über die gegenwärtige Lage der Litteratur. 1904.
Dies und das und anderes. Kulturbetrachtungen. 1912. Neue Auflage unter dem Titel: Vom Diesseits und Jenseits. 1917.
Zwiesgespräche. Kulturbetrachtungen. 1935.

*

- Die Tragödie Bismarck. Charakterstudie. 1938.
William Shakespeare. Werk und Mann. Eine Studie. 1942.

Lebenserinnerungen

- Meine Ahnen. („Die schöne Literatur.“ 1930, Heft 4.)
Aus einem engen Leben. Erinnerungen. 1924.
Mein Leben. 1935.
Mein Weg. Lebenserinnerungen. 1937.
Meine Erinnerungen an Wilhelm Raabe. (Mitteilungen für die Gesellschaft der Freunde Wilhelm Raabes. 1933 und 1940.)

*

Literatur über den Dichter und sein Werk

- Ernst Sander: Rudolf Huch. Der Dichter und das Werk. Braunschweig: Appelhaus 1922.
Hellmuth Langenbucher: Rudolf Huch. („Die Neue Literatur“ 1933, Heft 4. Nebst Bibliographie mit genauen Verlagsangaben und einem Verzeichnis der wichtigsten Aufsätze über den Dichter.)
Hellmuth Langenbucher: Volkhafte Dichtung der Zeit. 5. Auflage. Berlin: Junker & Dünnhaupt 1940. (S. 514—520 unter den Überschrift „Der Kampf gegen die bürgerliche Lebensführung“.)
Kurt Matthies: Literarische Begegnungen. Hamburg: Hanseatische Verlagsanstalt 1941. (S. 91—95: „Späte Stunde mit Rudolf Huch“.)